Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573385

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

war und meinte, das Haus sei noch von Preußen besetzt, hatte sie niedergeknallt. Mitten durch den Hals war die Kugel gedrungen.

Bei dem Anblick versagten Jean die Füße, und er sank stöhnend zusammen. In weniger als zwei Stunden waren ihm Mutter, Vater und Schwester verblutet, durch etwas Grausames vernichtet worden, das wie ein Blitz hereingefahren war, und er selber hatte seine Hände mit Blut befleckt! Gestern abend waren sie heiter wie sonst zu Bett gegangen, kaum beunruhigt durch den Krieg, der, wie man meinte, in der Ferne wie ein unheilvoller Stern vorüberzog, und jetzt war alles dahin! Er schleppte sich zu der Schwester hin, entschlossen, da zu bleiben, wo all die Seinen waren. Die Franzosen eilten an ihm vorüber, ohne daß er sie oder sie ihn beachtet hätten, er hörte auch nicht, daß es im Hause immer stärker zu knistern und zu sausen begann. Auf einmal aber brach es wie ein Knall über ihm los, der Rauch hatte das Dach gehoben und schleuderte glühende Schindeln und Funken hoch in die Luft und weit in die Felder hinaus, wie wenn das Haus sein Blut verspritzte.

„Fort!" schrie Renaud den Burschen an, und da er sich nicht regte, packte er ihn und schleppte ihn wie einen Sack weg in den Wald und immer weiter hinein, bis er selbst vor Ermattung nicht mehr konnte.

Jean streckte sich im Laub aus, das tief den Boden bedeckte, der Knecht kniete neben ihm und horchte auf das Gefecht, das vor dem Wald wütete. Es schien wieder näherzukommen, die Schüsse wurden vernehmlicher, und schon hörte man wieder das Wutgeschnaub der Stimmen.

Auf einmal nahte wie der Wind ein Rauschen im Laub. Die beiden meinten, sie seien verloren; es war aber ein Rudel Rehe, die geängstigt und kopflos an ihnen vorbeisausten und wieder zerstoben.

Dann eilten ein paar französische Soldaten vorüber, ebenso angsterfüllt wie die Rehe. Renaud rief sie an: „Kommen die Teufel wieder?"

„Rettet euch!" gab ihm einer zurück und warf im Laufen seinen Tornister ins Laub.

Den ersten folgten neue Trüppchen. Alle liefen mit gerundeten Rücken, manche hatten nicht nur die Tornister, sondern auch die Gewehre weggeworfen.

„Komm!" schrie Renaud Jean in die Ohren. „Hörst du nicht, daß sie kommen? Eben hat eine Kugel in einen Stamm geschlagen!"

„Ich bleibe, sie sollen mich nur totschießen!"

Da packte der Knecht den Burschen wieder an, rüttelte ihn wie ein Wütender und schleppte ihn mit sich fort. Ganze Scharen fliehender Franzosen überholten sie, einige riefen ihnen zu: „Beeilt euch!" Und so wurden die beiden in der allgemeinen Flucht mitgerissen. Die große Angst, die den ganzen Wald erfüllte, steckte nun auch Jean an und trug ihn vorwärts. Am Waldrand angekommen, sahen sie Deutsche, die eilends über die Felder vorrückten, um ihnen den Rückzug zu verwehren. Sie änderten die Richtung und flohen dem Waldsaum entlang, durch die vordersten Bäume notdürftig gedeckt. Beständig schwirrten die Kugeln wie Brummfliegen heran, fuhren pfeifend in die Stämme oder summten über ihre Köpfe weg und rissen Aeste herunter...

(Schluß folgt).

Die Stadt am See.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

XIII.

Die scharfe Märzluft blies der Föhn an. Zuerst kam er in kurzen Stößen über den See in das Land gestürmt und sprang in tollem Satze auf das Eis der Weiher und Bäche und das Eisgeschiebe am Seeufer, bis es krachend zerbarst, abbröckelte und auf dem Wasser schwamm.

Hallo, der erste Frühlingssieg war errungen! Vom Wasser sprang der Föhn aufs Land und riß die Starrheit aus der Erde und rieb ihr den Schlaf aus den Gliedern. Triefendnaß lag die Erde in der Sonne, und wer einen Fuß auf sie setzte, der sank mit der Sohle ein und ließ das Wasser aus ihr gluckend emporquellen. Weiße Wolkenschiffe jagten über den Himmel, der von einer blauen und frohen Farbe war und über den Schneebergen stand wie eine lichtblaue Welle, deren Rücken die weißen Wolkenkähne trug. In den Gärten von Lindenberg wurde mit Hacke und Spaten geschafft, und den Bäumen wurden die Zweige gestutzt. Alle Gesichter waren heiter geworden, und aus den Augen lachte ein Grüßen, wie aus dem See der Himmel lachte.

„Es ist Frühling!" sagten die Leute zueinander, wenn sie sich auf den Schiffen antrafen, die über den See kreuzten vom Morgen bis zum Abend. „Es lenzt!" riefen sie von Boot zu Boot sich zu, wenn sie rasselnd die Bootkette lösten und ihren Nauen in die Wellen trieben. „Es wird warm!" sagten die Greise, reckten den zitternden Hals nach der Richtung der Gärten hin, aus denen ein Geruch von frühen Veilchen stieg. Von den Gärten schauten sie dorthin, wo die Gräber liegen. Da waren viele neue Erdhaufen aufgeworfen, bedeckt mit welkenden Kränzen und Bandschleifen, deren Inschriften ausgewaschen waren von dem Schnee, dem Regen und dem Tauwasser, das darüber gelaufen war. Auf den Friedhöfen lagen viele von den Bresthaften, denen die Schärfe des Winterwindes den Atem für alle Zeiten vereist hatte. Die übriggebliebenen Greise reckten die zittrigen Hälse in die laue Luft und freuten sich, daß sie stärker gewesen waren und den Winter überwunden hatten. Sie sogen den warmen Hauch ein, der aus der nassen Erde aufstieg wie ein Schwaden dampfenden Wassers, und

dachten nicht daran, daß es im Frühling Tage und Wochen gab, die mit den Bresthaften aufräumten wie eine Flamme mit einem Haufen dürren Laubes. Sie hüstelten trocken vor sich hin, rieben sich die welken Fingerspitzen und blinzelten in die Sonne. Mit jedem Tage schien die Sonne wärmer und tiefer in die Erde hinein, bis der Boden aufdampfte, locker wurde und braun und schwer dalag. Aus dem Tale war der Schnee gewichen, und von den Hügeln zog er sich zurück bis zu den steilen Felsen und Zacken, die den See von Lindenberg zu Beginn umstanden wie ein schneeweißes, riesengroßes und leuchtendes Marmorgebirge. Glänzend grün wurden die Hügel und Matten, und in den Bäumen stieg der Saft an, trieb kleine zarte Knospen aus der Rinde der Aeste und Zweige und sprengte den wilden Kastanien die braunen Kapseln auf, die ein zartes gelbliches Grün umschlossen hielten.

Auf den Plätzen der Stadt warfen die Knaben den Ball in die Luft, und die Mädchen schwangen ein Endchen Seil über ihren Köpfen, einer Gefährtin zur Freude, die unter das hochgeschwungene Seil sprang und auf- und abhüpfte, bis sie atemlos wurde oder durch einen ungeschickten Sprung das Seil in seinem Schwunge aufhielt. Papierene Drachen wurden von kleinen Knaben am buntbewimpelten Bindfaden durch die Gasse geschleift, bis der Wind günstig blies und den Drachen in die Höhe trug. Eine Zeit lang hielten ihn die kleinen Knabenhände fest am sichern Leitseil, liefen ihm hierhin und dorthin nach und ließen ihn endlich los und frei sich aufschwingen. Der Wind hob ihn hoch und höher, über die Wipfel der Bäume hinaus, über die Dächer der Stadt in die Bläue. Entzückt folgten die Knabenaugen dem schönen Aufstieg, und Jubellaute aus jungen Kehlen jauchzten dem papiernen Vogel zu, wenn er über ihren Köpfen pfeilgerade zu stehen kam. Auf Rollschuhen surrten andere daher, trieben die Knabengruppe auseinander und hielten die Mädchen im Seilsprung auf. Ein Zank, ein paar Tränen, und lautes Lachen erklang; Buben und Mägdlein schwirrten durcheinander.

Es war Frühling in Lindenberg.

Für Virginia war ein Kistchen gekommen, darauf welsche Marken geklebt waren und dessen Stempel den Namen eines Dorfes bezeichnete fern in Italien. Sie hatte das Kistlein in Empfang genommen und suchte nach einem starkrückigen Messer, mit dem sie den Deckel des Kistchens heben konnte. Es war von Antonio Vanni an sie geschickt worden. Großblumige Veilchen dufteten ihr entgegen, und in der Mitte lag ein blühender Rosenzweig zwischen den Blättern der Mimosenbüschel. Der Brief war an Frau Flavia gerichtet.

„Ich habe den Rat meines ersten Meisters befolgt," schrieb er, „und ein Häuslein gekauft, daran Rosen heraufgezogen sind. Von den Rosen schicke ich Ihnen ein Zweiglein. Die Veilchen blühten auf dem Wiesland meiner Braut. Sie läßt die fremde Frau grüßen, die von der Güte zu sprechen wußte, und das Fräulein, das von der Barmherzigkeit weiß. Wir heiraten im Mai, sobald die Nelke zu knospen beginnt, die sie von ihrem Fensterbrett in meinen Garten verpflanzt hat. Meine Sehnsucht ist dieselbe geblieben. Nun bin ich heraus aus Ihrer Stadt, darin die Nebel eine Hälfte des Jahres regieren und die Leute eine rauhe Rede führen. Ich habe die Aussicht auf den See gegen den Blick auf das Meer vertauscht und sehe statt der Schneegipfel die beweglichen weißen Wellenkämme. Ich bin wieder heimisch im heimatlichen Dorfe. Meine Sehnsucht hat ein neues Gewand angezogen; sie fängt an, vorsichtig ein Beinchen nach dem andern aus dem Heimatsand zu ziehen und die Fühler nach dem Licht auszustrecken, das aufgehen wird, wenn der Erdentraum zu Ende ist ..."

Virginia hatte der Mutter den Brief fertig vorgelesen und griff in die kühlen Veilchen und hielt sie einen Augenblick in den Händen. Die waren unter der warmen Sonne aufgegangen und hatten unter dem klaren Himmel gestanden. Sie kamen aus dem Lande, darin die kindlichen Menschen wohnten. Sie griff tief hinein in die Veilchen, die wie duftender Sammt in ihren Händen lagen, und kam zu nahe an den Rosenzweig, der große Dornen hatte. Ihre Finger bluteten. Der Zweig Rosen war in dem Lande gewachsen, darin die Schönheit heißere Leidenschaften erweckte und die alte Kultur von einer heimlichen Grausamkeit durchrankt war. Sie zog die Finger eilig zurück und riß die Mimosenbüschel mit heraus. Die graugrünen Blätter erzitterten und schlossen sich paarweise über der Blattrippe zusam-

Basler Historische Ausstellung Abb. 1.
Holzstatue eines Hl. Bischofs (h. 50 cm), wahrsch. vom Thanner Chorgestühl, Anfang des XV. Jh.'s.

men, an der sie entlang standen wie Federhaare am röhrichten Kiel. Ganz sachte legte sie die Mimosenbüschel über die Veilchen.

„Mutter," sagte sie zu Frau Flavia und deutete auf die Blumen, „Antonio Vanni hat sein Glück daheim gefunden!"

Sie schlug das Seidenpapier wieder um die duftenden Kelche, schob das Deckelchen darüber und stellte das Kistchen in ein Schubfach ihres Kommodenschrankes. Darin bewahrte sie die Andenken an ihre Kindheit und ihre erste Jugend auf; aber der Duft, der aus den Blumen des Sonnenlandes quoll, war so stark und köstlich, daß er hindurchdrang durch das Seidenpapier, den Kistendeckel und das Schubfach. Wie lauter Frühling roch es in der Stube...

Virginia wischte sich über die Augen. Es war wirklich Frühling im Lande und in den Herzen. Sie allein war für sich und hatte nichts Liebes, daran sie sich schmiegen konnte, nichts Lebendiges, darauf sie hoffen durfte. Antonio Vanni hatte sich eine Frau aus seiner Heimat gewählt, aus dem Dorfe in den Felsen, darauf die Sonne brannte und wo der Gischt des Meeres ans Ufer schlug.

Arnold kam herein und hielt einen Brief hoch. „Unser erster Gast hat sich angemeldet," sagte er froh, „ein Armseliger, der der Güte bedarf und die Barmherzigkeit nicht entbehren kann! Lies selbst, Flavia!"

Basler Historische Ausstellung Abb. 2. Diana auf einem Hirsch reitend mit Jagdhunden. Trinkspiel in Silber (h. 34 cm, br. 24 cm), Augsburger Arbeit mit Meisterzeichen J. F., um 1600. Hirsch und Sockel vergoldet, Hirschkopf abnehmbar; im Sockel Uhrwerk mit Rädern, das die Gruppe in quadratischer Bahn (ca. 80 cm Seitenlänge) vorwärtsbewegt.

„Er soll willkommen sein," antwortete Flavia und breitete die Arme aus, als empfänge sie jetzt schon im Geiste den Gast und nähme ihn auf in ihre mütterliche Liebe. Sie sah, wie Virginia am eignen Leid trug und ihre Wünsche aufs neue überwinden mußte. Die waren still gewesen alle die Zeit und hatten in der Brust des Mädchens geschlafen wie Keimchen in der Wintererde. Sie sprach selten von Antonio.

Frau Flavia hatte längst aufgehört den Schall seiner Abschiedsworte zu enträtseln. Virginia waren sie zum Harfenspiel geworden, darauf ihre Seele träumerisch die Töne anschlug, die ihr gefielen und die süß und zärtlich für sie klangen. Mit dem Kistchen aus dem fremden italienischen Dorfe waren die Träume wach und zu Wünschen geworden und mußten beide vergehen an der Wirklichkeit, an dem Tag und der Pflicht und dem, wofür es keine Worte und keine Erklärung gibt, dem Rätselvollen im Leben, das Gedanken und Handlungen, Vergangenheit und Gegenwart zu einem wunderbaren Gewebe verwirkt und diesem jenes Bild und jenem dieses Bild in den Lauf seiner Tage zeichnet.

„Der Gast kommt in der Mitte des Mai," sagte Arnold, „da müssen wir uns mit dem Umzug beeilen!" Sie sahen auf den Kalender, der zwischen Uhr und Konsole am grünen Bande hing.

„Ja, da müssen wir uns beeilen!" rief Frau Arnold.

Sie blickten alle drei in die Richtung, in der das Katzenwiesli lag, tiefgrün und dunkel von den Eiben eingerahmt und von den Tannen umfriedet. Arnold kam die Hymne auf das Leben in den Sinn. Flavia und Virginia stimmten ein in die Melodie, die hell und froh durch die Stube klang, durchsonnt von der Liebe zur Heimatstadt, zu den Hügeln und dem blauen See.

„Flavia, heute danke ich dir aus freiem Herzen," sagte Arnold, als das Lied zu Ende gesungen war, „heute danke ich dir, ohne eine andere Regung als die der Freude, daß du mir halfst den Weg gehen, der aus der Schuld heraus in ein freies Leben führt. Ohne dich, ohne euch hätte ein eigenwilliger Tod mein Geschick zu einem gewaltsam verfrühten Abschluß gebracht!" Er sah mit heiterem Angesicht von Flavia zu Virginia hin, die ihm beide ihre Hände entgegenstreckten und Vater jubelten.

„Wir sind wie Körnlein, die der Wind hebt und zu einem Orte trägt, damit es dort keime und ge-

deihe," sagte Flavia nachdenklich. „Wenn es nicht Erde findet, um Wurzeln zu schlagen, so hebt es ein neuer Wind an einen neuen Ort. Dort mag es sich entfalten und reifen zu seinem besondern Ziel. Unserm Bildhauer Antonio ist es so geschehen. Der lebte mit uns und war dem Körper nach bei uns. Seine Seele blieb uns fremd. Die war in seiner Heimat und hat seinen Körper dorthin nachgezogen." Sie streichelte zärtlich der Tochter über den Nacken, um ihr den Schmerz zu mildern, der ihr aus Antonios Fortgang gewachsen war.

„Uns zieht das Stückchen altes Wiesland hinauf auf den Hügel," antwortete Arnold. „Wir brauchen nicht so weit wie Antonio zu wandern!"

„Wir gehen nur ein wenig über die Stadtgrenze hinaus und haben die Stadt schöner und ganz vor uns," sprach Virginia leise, „wie wir unsere Erinnerungen vor uns haben, nah und doch ungreifbar, in einem sanften Schleier eingesponnen. Dort oben werden wir allein sein," fuhr sie fort, „unsere Gäste und wir. Unter uns sind die Tannen und ein wenig tiefer das Seewasser."

Still traten die Arnolds von dem Fenster zurück und setzten sich nahe zusammen.

„Wir wollen uns aller Grausamkeit enthalten," sprach der Vater, „und mit guten Augen ansehen, wer zu uns kommt, um uns die Hand zu geben. Ich meine, so muß es gelingen, unsern Mut zum Leben neu zu schüren, den meinen und euern; denn manchmal wird es euch schwer werden, die Einsamkeit zu ertragen, die meine Heilung ist. Ich meine, so muß es uns gelingen, auch in unsern Gästen den Mut zum Leben neu zu wecken. Heute ist es nicht mehr dunkel in mir, heute ist es mir klar und strebt aus mir heraus, den Menschen zu!"

„Unsere Verantwortung für einander ist größer, als wir es bis jetzt erfassen konnten," antwortete Frau Flavia.

Virginia ließ sich den Brief von ihrem Vater geben, darin sich ihr erster Gast anmeldete. „Es ist ein Geiger," sprach sie. „Der wird den Waldvöglein ihr Lied ablauschen!" Sie stellte sich nach den Schriftzügen die schmächtige Gestalt des Menschen vor, den ihr der Griff in das Elend des Lebens gefischt hatte. Allmählich versank darüber, was sie an eigenen Wünschen zu plagen begonnen, und fiel hinein in den Brunnen ihrer Seele, der war wie ein Wasser ohne Grund, dunkel und unerforschbar, der nicht zeigte, was an Schätzen, Träumen und Tränen in seiner Tiefe lag. Der Duft der fremdländischen Blumen regte ihr kein Begehren mehr an.

„Mutter," sagte sie, „unser Leben ist so kurz. Es rinnt durch unsere Hände wie Sandkörner und ist schon zur Hälfte gelebt, ehe wir seinen Wert begreifen. Ich will die Veilchen hinaustragen auf das Grab des Giovanni und den Rosenzweig und die Mimosenbüschel unter Weißlings Denkmal legen."

Basler Historische Ausstellung Abb. 3. Rokoko-Uhr (h. 1,63) von Pierre Jaquet Droz aus La Chaux-de-Fonds (1721—1790), 1764 für einen polnischen Adeligen hergestellt und von da zurückgekauft. Das Gehäuse (Schildkrotfournier mit Bronze) Pariser Arbeit des XVIII. Jh.'s.

Sie nahm das Kistchen wieder aus der Schublade heraus und machte sich zum Ausgang bereit.

Auf dem Grabe des Italieners fand sie einen Kranz künstlicher Blumen mit einer Aufschrift in italienischer Sprache. „Den haben seine Kameraden gebracht," sagte sie und kniete vor dem Erdhaufen hin, öffnete ihr Kistlein und streute die Veilchen darüber.

Während sie die blauen Kelche langsam über den Hügel ausbreitete, fühlte sie, daß sie mit dem Lande verbunden war, das hinter den Alpen im Meere lag, daß eine Kraft ihr daraus zuströmte, die nichts mit dem Eigennutz und nichts mit ihren Wünschen zu tun hatte. Sie empfand, daß etwas von ihr jenen Dörfchen gehörte, die an den Felsen geklebt waren und von den Felsen überdacht wurden; daraus war ihr das Schicksal gewachsen, lauter Leid, wenn sie es betrachtete und das Glück abwog nach erfüllten Wünschen. Davon war ihr nichts geworden...

Sie stand auf, raffte die Rosen und das Mimosenzweiglein zusammen und trug sie zu der Stelle, da Weißlings Marmorbüste stand. Lange blickte sie in das weiße Antlitz; drohend erhob es sich aus dem Frühling, der sich überall hervordrängte, zwischen den Ritzen des Gitterwerkes, das die Gräber einfriedigte und aus den Gräbern aufsproß, grün und bunt, wie ein blühender Wiesenrain.

„Diese Seele ist voll Wohllaut gewesen," flüsterte sie, „und hat verstanden, aus Träumen zu schöpfen!"

(Fortsetzung folgt).